

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Geuele

der Rheinischen Volkszeitung

Notationsdruck und Verlag von
Fermann Rauch, Wiesbaden

Nachdruck aller Artikel verboten

Nummer 24

Sonntag, den 12. Mai 1918

36. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 12. Mai (6. Sonntag nach Ostern):
Kauftratus; Montag, 13. Mai: Servatius; Dienstag,
14. Mai: Bonifatius; Mittwoch, 15. Mai:
Kivert; Donnerstag, 16. Mai: Johannes von Nepo-
mul; Freitag, 17. Mai: Venantius; Samstag,
18. Mai: Petrus Adelinus.

Sechster Sonntag nach Ostern

Evangelium des hl. Johannes 15, 26, 27; 16, 1-4.

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern:
Wenn der Tröster kommen wird, den ich
euch vom Vater senden werde, der Geist der
Wahrheit, der vom Vater ausgeht, derselbe wird
von mir Zeugnis geben. Und auch ihr werdet
Zeugnis geben, weil ihr vom Anfange bei mir seid.
Dieses habe ich zu euch geredet, damit ihr euch
nicht ärgert. Sie werden euch aus den Syna-
gogen austreiben; ja, es kommt die Stunde, daß
jeder, der euch tötet, Gott einen Dienst zu tun
glauben wird. Und das werden sie euch tun,
weil sie weder den Vater noch mich kennen.
Aber ich habe euch dies gesagt, damit, wenn
die Stunde kommt, ihr euch daran erinnert, daß
ich es euch gesagt habe.

Die Kraft von oben

Wir stehen in der Oktav des Festes Christi
Himmelfahrt. Sofort nach der Auffahrt des Herrn
haben sich die Apostel nach Jerusalem in den
Abendmahlssaal zurückgezogen und erwarten hier
die Herabkunft des heiligen Geistes. Der Eingang
der heutigen Sonntagsmesse ist das Gebet, das
die Kirche den Versammelten in den Mund legt:
„Erhöre, o Herr, meine Stimme, mit der ich zu
dir rufe alleluja; es spricht zu dir mein Herz, dein
Angezicht suche ich, dein Antlitz will, o Herr, ich
suchen, wende dein Angesicht nicht von mir ab,
alleluja, alleluja. Der Herr ist mein Licht und
mein Heil, wen soll ich fürchten?“ Wie wir
sehen, steht dieser Eingang im Gegensatz zum vori-
gen Sonntag. Während dort die Osterfreude in
lebhaften Akkorden angestimmt war, herrscht heute
die ernste Gebetsstimmung vor. Die Apostel haben
ihren Führer und Freund, ihren allmächtigen
Heiland verloren. Vor ihren Augen ist er in
den Himmel zurückgekehrt. Dazu hatte ihnen
Jesus schwere Stürme und blutige Kämpfe ange-
kündigt. War das nicht Anlaß genug, sich vereins-
amt zu fühlen und zaghaft zu werden? Nun
wenden sie sich in gemeinsamen, inbrünstigen
Gebeten um „Kraft von oben“, die ihnen ja aus-
drücklich versprochen war. Und schon wird ihr
Herz mit Trost und Hoffnung erfüllt: „Der
Herr ist mein Licht und mein Heil, wen soll ich
fürchten?“ Der hl. Geist, die Kraft von oben,
wird kommen, allen Unmut aus ihren Seelen
fortnehmen, sie mit Stolz ausrücken, daß
sie gegenüber einer ganzen feindseligen Welt Zeug-
nis von ihm ablegen, d. h. ihn bekennen, fürchtlos
predigen und nach seinen Geboten leben werden.

Ist das Verhalten der Jünger im Abendmahl-
ssaal zu Jerusalem nicht auch lehrreich für uns
und unsere jetzige Lage!

1. Auch von uns ist der Herr gegangen. Wie
mit den Aposteln, so hat er seit seiner Himmelfahrt
nicht mehr auf Erden mit den Menschen verkehrt.
Nur in sakramentaler Weise hat er auf Erden

seinen Wohnsitz aufgeschlagen, in den Kirchen und
Kapellen, die im Tabernakel das allerheiligste
Altarsakrament enthalten. Zwar können wir dort
zu ihm gehen, zu ihm beten und ihm unsere An-
liegen vorbringen. Allein er läßt sich nicht mehr
herab, von Angesicht zu Angesicht mit uns zu
reden. Nicht aufgrund unserer Sinne, sondern
nur aufgrund unseres Glaubens wissen wir, daß
Jesus bei uns ist. Das ist für viele Menschen,
die im Glaubensleben noch keine tiefe Be-
gründung haben, und wiederum ist unzählige
andere, die fast nur für das Sinnensällige, Greif-
bare, Sinn und Verstand haben, eine Enttäus-
chung aber auch gerade dadurch ein Anreiz, das
allzu Sinnliche zu überwinden und zum Geistigen,
zum Glauben vorzubringen, gleichzeitig die Seh-
sucht nach dem Wesige und der Anschauung Gottes
in der ewigen Seligkeit wachzubalten.

Solange wir also unsern Gott nicht fühlbar in
unserer Nähe haben, mögen wohl solche Stimmun-
gen über uns kommen, wie damals über die
Apostel, als ihr Herr und Gott von ihnen ge-
schieden war und sie den Trost der leiblichen Ge-
genwart Jesu vermissen. Da leitet uns die Kirche
zu den Gebeten des heutigen Sonntags an: „Er-
höre, o Herr, meine Stimme, mit der ich zu dir
rufe, es spricht zu dir mein Herz, dein Angesicht
suche ich, dein Antlitz will, o Herr ich suchen.“
Wenn wir Gottes Angesicht aufrichtig suchen, das
heißt in aller Andacht und Demut und mit allem
Vertrauen uns an ihn wenden, wann unser Gebet
aus dem Herzen kommt, nicht bloß von den
Lippen, dann dürfen wir vertrauen, daß Gott,
der Herr, sein Angesicht nicht von uns wenden
werde.

Beachten wir auch den schönen Ausdruck: Gott
wendet sein Angesicht nicht von uns
ab. Das ist der Ausdruck der zärtlichsten Für-
sorge und Aufmerksamkeit. Wie die Mutter das
kleine Kind zwar die Schritte allein machen läßt,
aber es nicht aus dem Auge verliert, immer hinter
ihm drein geht, um jeden Augenblick bereit zu
sein, herbeizuspringen, wenn das Kind fallen
will, so ist uns unser Herr und Gott allzeit zur
Seite, er läßt uns nicht aus den Augen, er läßt
uns hier und da in schwierige Lagen kommen,
nicht aber um uns darin unkommen zu lassen,
oder um uns Schaden zuzufügen, sondern um uns
hiegereich aus der Gefahr herauszuführen und
uns seine väterliche Liebe zu zeigen.

Und auf der anderen Seite wollen wir den
ebenso himmlischen Ausdruck überdenken: Dein
Angezicht suche ich, o Herr. Damit will
die Kirche die Ergebenheit und Aufmerksamkeit
auf den liebsten Wunsch des Herrn ausdrücken.
Wer das Antlitz des Herrn sucht, begnügt sich
nicht mit den laut und eindrucksvoll ge-
gebenen Vorschriften des Herrn, also mit dem
unter Androhung von schweren Strafen aus-
gesprochenen Willen, wie er in den zehn Ge-
boten und den Kirchengeboten niedergelegt ist,
sondern er sucht den Willen des Herrn aus Liebe
zu erfüllen. Diese Willenswillfährigkeit aus Liebe
geht dann über das rein Pflichtmäßige noch
hinaus und fñgt freiwillige Werke der Liebe
hinzu, weil sie, wenn sie ins Antlitz des Herrn
schaut, darin sieht, wie der Herr ein überaus
großes Wohlgefallen an solchen Werken hat.

Die jetzige schwere Weltkatastrophe könnte auf
den Gedanken bringen, als ob der Herr von uns
gegangen und uns absichtlich ins Unglück ge-
führt habe. Es wäre aber eine schwere Kränkung
Gottes, diesen Gedanken festzubalten und Gott
unedle grausame Absichten unterzuschreiben. Er
verbindet die weisesten Pläne mit dieser Erm-
schung. Gewiß, auf eine Zeitlang hat er die

Menschheit, die in ihrem grenzenlosen Stolz und
in ihrer Ueberhebung über Gott sich schwer ver-
gangen hatte, sich selbst überlassen, damit sie
einsehen solle, wohin ihre von Gott losgerißte
Führung und ihr grenzenloser Hochmut führt.
Die furchtbaren Leiden und alle noch kommenden
Folgen dieses Krieges, die entsetzlichen blutigen
und geistigen Verluste, all die Greuel dieses
Krieges, woher kommen sie? In letzter Linie
von der Gottlosigkeit der Völker. Dann müssen
die Völker inne werden, daß wahres Glück und
rechte Wohlfahrt nur im Dienste Gottes zu finden
ist. In Wirklichkeit also handelt der Herr höchst
weise und ganz im Interesse der Völker, wenn
er die Geißel des Krieges so lange schwingt, bis
die Völker erkannt haben, daß nur die Rückkehr zu
Gott Frieden und Glück bringen kann.

Das Mittel, dessen sich der Herr jetzt bedient,
ist nicht ungewöhnlich. Die Geschichte der katholi-
schen Kirche bei den einzelnen Nationen lehrt auf
das deutlichste, daß die Führung eines Volkes
zur Rückkehr auf den rechten Weg, wenn die
gewöhnlichen Mittel erschöpft waren, nur durch
gewaltige Eingriffe und nicht ohne Vermählung
von schweren Schicksalsschlägen möglich war. Schon
die Führung des israelitischen Volkes, von
Abraham angefangen bis auf die letzte glorreiche
Zeit der Makkabäer, lehrt uns, wie zuletzt nur
noch die Auslieferung Israels in die Gewalt
seiner Feinde zur Erkenntnis des gefährlichen
Seelenzustandes und dann zur Sinnesänderung,
wie zum früheren Glück der Gottesgemeinschaft
führte.

„Dein Angesicht suche ich, o Herr.“
Merken wir das nicht deutlich? Seit wann haben
die Menschen wieder angefangen, das Angesicht
des Herrn zu suchen, in seine Absichten einzu-
dringen und den Willen Gottes zu erforschen?
Seitdem der Herr sie heimgesucht hat und die
Sonne des Friedens immer noch nicht hinter den
Wolken heraustraten will. Der Introitus der
heutigen Sonntagsmesse wird somit zum wahren
Kriegsgebet der Gläubigen, zur flehentlichen Bitte
um Erhörung, mit der festen Zuversicht, ferne-
hin das Antlitz des Herrn zu suchen, seinen Willen
zu tun in allen großen und kleinen Dingen
des Herrn, verbunden mit der frohen Hoffnung,
daß von ihm Hilfe und Rettung kommen wird.

2. Von den Jüngern und Jüngerinnen, die
unter dem Ehrenvorsitz der Gottesmutter im
Abendmahlssaal zu Jerusalem versammelt waren
und die Herabkunft des hl. Geistes erlebten, heißt
es in der Apostelgeschichte: „Diese alle ver-
harrten einmütig im Gebete.“ Das Gebet
wird einmütig genannt, weil es sich um denselben
Gegenstand handelte, der ihnen so nahe ging, die
Herabkunft des großen heiligen Geistes, der ihnen
verheißen worden war, und die Zukunft der
Kirche, die jetzt ihren Anfang nehmen sollte,
Geist der Wahrheit wird im heutigen Evan-
gelium der hl. Geist genannt. Das ist er in der
Tat. Er zeigt die Dinge so, wie sie in Wirklichkeit
sind. Was Sünde ist, das zeigt er als Sünde an,
und was lobenswert und tugendhaft, dazu treibt
und ermuntert er die Seele. Auch nimmt er die
Blindheit von unserem geistigen Auge, daß wir
die Dinge der göttlichen Vorsehung im Geiste der
Wahrheit schauen, als das, was sie in Wirklichkeit
sind, zu unserer Wohlfahrt und unserem be-
einflusstigen Glück berechnet.

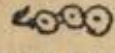
Haben wir nicht allen Grund, um diesen Geist
der Wahrheit mit den Aposteln zu beten? Oder
waren wir nicht blind, sodas wir wie Blinde
auf einem Wege wandelten, der in den Abgrund
führte? Hatte nicht der Geist der Wahrhaftigkeit,
der maßlosen Ueberschätzung der irdischen Güter

Von unserem Verzen Besitz gewonnen? Wo war die Nächstenliebe hingelommen? Dachte nicht jeder nur an sich und seinen Vorteil? Wie war es mit der Erfüllung der religiösen Pflichten bestellt gewesen? Haben nicht viele darin nur das geleistet, was die Kirche als äußerstes Maß verlangt? Und dann die vielen anderen Pflichten, die man vom Katholiken in seinem Auftreten in der Welt, in der Durchbringung der Einrichtungen des öffentlichen Lebens mit katholischem Geist und katholischem Grundsatzen verlangt, wie verhielt es sich damit? Soviel Unwahrhaftiges, Unedles, Unkatholisches, dem hl. Geiste Widersprechendes fand sich dabei. Der Weltkrieg hat mit vielem aufgeräumt. Vieles ist aber noch zu entfernen. Durch die gewaltigen Ereignisse, die der Krieg gebracht hat und die uns fortwährend noch in Atem halten, ist unser Sinn für die Dinge der Ueberwelt nicht mehr so scharf. Die Grenzlinien zwischen geistig und sinnlich sind verwischt, die Unterschiede nicht mehr so genau festzustellen. Da wird der hl. Geist, der Geist der Wahrheit, auf unser Bitten bei uns einkehren und uns erleuchten, daß wir wieder klar sehen und genau erkennen, was gottgefällig und was gottentfremdend ist.

Und dann möge ein jeder für seine eigne Person beten um den Geist der Wahrheit, der in dieser großen Zeit nottut. Kaum wird sich ein Mensch finden, den der Krieg nicht getroffen hätte, sei es nach der guten, sei es nach der bösen Seite hin. Dem einen ist der Krieg zum großen geistigen Nutzen, dem andern zum schweren seelischen Schaden. Sowohl das eine wie das andere rechtzeitig zu erkennen, ist eine wichtige Forderung, die wir nicht aus dem Auge verlieren dürfen. Wer weiß, wie lange der Krieg noch auf uns lastet, aber es wäre doch ein nie mehr gut zu machender Verlust, wenn wir diesen langen Krieg über uns dahingehen lassen, entweder mit so vielen nicht benutzten Gelegenheiten zum Guten, oder mit Taten, die von vornherein zu unseren Lasten gebucht werden müssen.

Die Zukunft der Kirche! Ist das nicht auch unsere Sorge? Auch ein Blinder kann sehen, wie am Neubau der Welt die katholische Kirche hervorragend beteiligt, wie sie der Mittelpunkt aller Bestrebungen zur Aufrichtung und Erneuerung des Menschengeschlechtes sein wird. Zwar ist die Führung der Kirche gerade durch die jetzigen Zeiten Gegenstand der besonderen Sorge der göttlichen Vorsehung. Allein wir wissen auch, daß sich Gott zur Ausführung seiner Pläne immer der Menschen bedient. Es tut also not, den Geist der Wahrheit, der Erleuchtung, der Weisheit auf jene herabzusehen, die Gott ausersuchen hat, Führer der Menschen zu werden. Wir dürfen nicht alles Gott überlassen. Denn Gott knüpft seine Gaben stets an das Gebet. So laßt uns denn die Zeit der Vorbereitung auf das Pfingstfest, in der gemäß bischöflicher Anordnung die Pfingstnovene stattzufinden hat, getreulich benutzen in der Meinung, die die Kirche dabei hat, unserer heiligen, vielgeliebten, katholischen Kirche jenen Geist zu erleihen, der in der ersten Kirche so Großes zustande brachte und über so schwere Leiden hinweghelfte.

Komm, o Geist der Heiligkeit,
Aus des Himmels Herrlichkeit,
Sende deines Lichtes Strahl! Ope.



Der hl. Pankratius, ein Knabe erst und schon ein Held.

12. Mai.

„Was schwach ist vor der Welt, hat Gott erwählt, daß er zu Schanden mache, was stark ist.“ (1. Kor. 1, 27.)

Es ist ein Schauspiel von herzerquickender Schönheit, wahrzunehmen, wie bei dem heranreifenden Mann die von der Mutter unverstanden übernommenen Wahrheiten der heiligen Religion mehr und mehr zur eigensten Ueberzeugung werden. Diese Glaubensüberzeugung beeinflusst immer stärker sein Denken und seine Handlungsweise. Sie bildet seine Lebens- und Weltanschauung und wirkt mit sanfter Gewalt auf dieselbe ein. Schöner noch und bewunderungswürdiger

zeigt sich diese Glaubenskraft, wenn sie sich dem zarten Kindesalter naht und dieses mit unwiderstehlicher Gewalt über die kindliche Denkwiese emporhebt. Sie verleiht dem Kinde alsdann eine Weisheit, wie sie selbst der im Silberchmuck dastehende Greis nicht besitzt und rüstet es aus mit einer Widerstandsfähigkeit und mit einer Festigkeit der Ueberzeugung, hinter denen selbst die voll ausgereifte Manneskraft zurück eibt. In dieser Schönheit, Ursprünglichkeit und ja in der Unwiderstehlichkeit tritt uns die Kraft des heiligen Glaubens bei dem jugendlichen heiligen Pankratius entgegen.

Pankratius war das einzige Kind in einer sehr angesehenen Familie in Phrygien. Sein Vater genoß die besondere Freundschaft des römischen Kaisers Diokletian. Schon mit zehn Jahren war unser Heiliger eine Waise. Sein Oheim Dionysius nahm sich des Kleinen mit väterlicher Sorge und Treue an und sorgte vor allem für eine möglichst gute Geistes- und Herzensbildung. Etwa drei Jahre später siedelten sie nach Rom über. Hier sollte Pankratius unter den berühmtesten Weltweisen seine wissenschaftliche Ausbildung vollenden, seine Sitten sich angewöhnen, anmutige Umgangsformen erlernen und Verbindungen knüpfen für eine glänzende Laufbahn im späteren Leben. Dabei war Pankratius mit den herrlichsten Anlagen der Natur bedacht, so daß er sich mit Leichtigkeit zu den Höhen irdischen Glückes und Wohlergehens emporarbeiten konnte.

Doch die Vorsehung hatte ihm einen anderen Weg vorgezeichnet. Dionysius bewohnte mit seinem jungen Neffen ein großes Haus auf dem cösischen Hügel. Hier bot sich ihnen ein rätselhaftes Schauspiel. Sie bemerkten die vielen verhüllten Männer und verschleierten Frauen, die in der Dunkelheit der Nacht schen und schüchtern umherschlichen und plötzlich wie im Boden verschwanden. Lange und in aller Stille suchten sie der geheimnisvollen Erscheinung auf die Spur zu kommen. Endlich erfuhren sie, daß es Christen seien, die in der wütenden Verfolgung sich heimlich bei ihrem Bischof zur Feier der heiligen Geheimnisse versammelten. Sie erkundigten sich weiter und fühlten sich zunächst angezogen von den erhabenen Tugenden und der hohen Liebenswürdigkeit des römischen Bischofs. Aber auch von Christus und seiner Lehre verschafften sie sich einige Kenntnis. Zwar waren sie noch Heiden, aber ihr Herz war unverbunden. Der Funke des Glaubens konnte ungehindert hineinfallen in ihr Inneres, darin zünden und mit unbefiegliger Gewalt die heidnische Finsternis daraus verschleichen. Die Sehnsucht nach höherer Erleuchtung stieg in ihnen und ergriff und beherrschte sie so mächtig, daß sie keine Rast und Ruhe mehr hatten, bis es ihnen gelang, zu dem Bischofe Zutritt zu finden. Voll Freude unterrichtete er sie in den heiligen Lehren des Glaubens und des Lebens und erteilte ihnen nach drei Wochen das Sakrament der Wiedergeburt.

Kaum ist die Glaubensjungend der jugendlichen Seele eingegossen, da beginnt sie auch schon ihre kostbare Wirksamkeit. Papst Mariellin drang mit herzlichster Bitte in den hoffnungsvoll blühenden Knaben, sich vor der erbitterten Verfolgung auf die Einsamkeit des Landes zu retten. Aber Pankratius, ein Kind erst, fühlte sich im Glauben stark wie ein gereifter Mann. Er bleibt. So hell durchflutet ihn das Glaubenslicht, daß er schon in seinem zarten Alter irdischen Glanz gering schätzt und sich ganz dem Himmel zuwendet. Er entledigt sich seiner großen Güter und benutzte sie zur Unterstützung der Armen und zu andern edlen Zwecken. Er ging wenig mehr unter die Menschen und mied die Gesellschaft der Ungläubigen, las fleißig in den heiligen Schriften, versenkte sich betrachtend in die Geheimnisse des Glaubens und wehte sich dem göttlichen Heiland zum blutigen Opfer.

Aber noch herrlichere Triumphe sollte der Glaube in dem heiligen Knaben feiern. Sein zurückgezogenes, sittsames und frommes Leben war den Heiden zum Anstoß. Er wurde festgenommen und als Christ vor das kaiserliche Tribunal gestellt. Der Richter war entzückt von der Unschuld und Schönheit des Knaben. Er versuchte es nur mit Güte. Er breitete vor ihm aus den ganzen Reiz und Zauber irdischer Größe, Macht und Herrlichkeit. In den beredtesten Wor-

ten schilderte er ihm die Güte seines Alters, den Glanz seines Reichthums und seine hoffnungsvollen Aussichten in der Zukunft. Dann wieder goß er bitteren Hohn und Spott aus über die angebliche Torheit des Christentums und zeigte dessen unausbleibliches Ende in der nächsten Nähe. In den glühendsten Farben ließ er vor den Augen des feurigen Jünglings das „ewige“ Rom in seiner alten Macht und Herrlichkeit wiedererstehen, das unter dem Schutze der unsterblichen Götter den Völkern der Erde gebieten werde.

Pankratius blickte mit klarem Auge dem Richter ins Antlitz und erwiderte mit ruhigem Lächeln: „O, eure ewigen Götter, was für Götter! Wohl euch, daß ihr besser seid als sie; denn ihr ruft gegen diejenigen, die ihrem Beispiele folgen, die Strafgesehe auf. Ich bin erst Christ geworden, aber ich werde es bleiben ewiglich. Mein Glaube ist kein leerer Wahn, keine verblendete Schwärmerie, er entspricht vielmehr den Tatsachen des Lebens.“ Der Richter fühlte sich durch solche kraftvollen Worte aus Kindesmund tief beschämt und verurteilte den blühenden Knaben zum Tode durch das Schwert. Mit heiliger Begeisterung sprach er noch das schöne Wort: „Wohl bin ich jung an Jahren, aber mein Sinn ist fest und ich fürchte nichts; Christus ist mein Leben, für ihn sterben, mein Gewinn.“ Wie eine Rosenknope unter dem Messer des Gärtners fällt, so fiel sein jugendliches Haupt unter dem Schwerte des Henkers im Jahre 304.

Wunderwerke hat der hl. Glaube im heiligen Pankratius gewirkt. In der Kraft des Glaubens hat er den Mut gefunden, den Eitelkeiten der Welt zu entsagen. In dieser Kraft hat er die Lodungen und Schmeicheleien der Verführung besiegt. In dieser Kraft hat er sogar freudig und mit Begeisterung sein junges Leben ausgehaucht für Gott und die Tugend. Wohlau, öffnen auch wir dem heiligen Glauben voll und ganz unser Herz, dann werden auch wir in seiner Kraft stark genug sein, nach der erkannten Wahrheit zu leben, dann werden auch wir in seiner Kraft in den Versuchungen, Kämpfen und Leiden dieses Lebens mit Sicherheit Sieger bleiben, dann wird seine Kraft auch uns begeistern zum Opfer für Gott und die Tugend.



Weggeleit zum Glücke

Von P. R. Sch. O. F. M.

Träume und Aberglaube VII.

Der jetzige Weltkrieg hat so manches Ueber- raschende zu Tage gefördert. Kein Wunder, daß auch im Gebiete der Wahr- und Wahnträume manches Kriegskind das Licht der Welt erblickt hat.

Amtsrichter Dr. A. Hellwig schreibt: „Mein Bewährungsmann ist ein Unteroffizier einer Munitionskolonie, im Zivilberuf Dr. ing., ein gebildeter Mann mit regem Interesse für alle Fragen, dem auch infolge seiner naturwissenschaftlichen Bildung jede Regung des Aberglaubens fernliegt. Dieser Dr. D. erzählte mir im November 1914 folgendes: „Anfangs Juni 1914 saß ich eines abends in Berlin im „Tischen“ und trank dort ein Glas Bier. Ich kam ins Gespräch mit einem älteren Herrn, der an meinem Tische saß. Derselbe erzählte mir folgenden Traum, den er in der Nacht vorher gehabt habe:

„Im Laufe des Jahres werde ein Krieg ausbrechen, an dem Deutschland, Frankreich, England, Rußland und der Balkan beteiligt sei. Es sei noch ein Staat an dem Kriege beteiligt, doch sei ihm der Name entschunden. Und gerade dieser letztere Staat werde eine wichtige Rolle spielen. Ich fragte ihn, ob es vielleicht Dänland oder Belgien oder Schweden sei. Doch sagte er, er wisse es nicht; nur das wisse er noch, daß es ein Nachbarstaat Deutschlands sei. Er habe weiter geträumt, daß ein großer Staat, von dem man sicher erwarten könne, daß er gegen Deutschland gehen werde, bis zuletzt neutral bleiben werde. Er werde aber nicht leer ausgehen. Wie der Krieg ausgehen werde, habe er nicht geträumt.

Der alte Herr glaubte selber nicht recht an seinen Traum. Er sagte: „Träume sind Schäume“. Er hoffe, daß sein Traum nicht in Erfüllung gehen werde. Noch beim Abschiede fragte er mich,

ob ich im Falle eines Krieges auch mit müsse. Und als ich diese Frage bejahte, sprach er nochmals die Hoffnung aus, daß sein Traum nicht in Erfüllung gehen werde.“

Die 54. Kriegsnummer des „Daheim“ teilte einen höchst merkwürdigen Traum eines Soldaten mit, der im gegenwärtigen Weltkriege mitkämpfte. Ein Offizier von der Westfront schreibt: „Es war in der Nacht vom 31. März zum 1. April 1915. Wir lagen im Marmquartier — völlig gerüstet zum Vormarsch und zum Eingreifen in den Kampf. Die Mannschaft suchte zu ruhen, und wer es vermochte, schlief sich ein paar Stunden Vorrat an.“

Nun habe ich in meiner Kompanie einen Mann aus einem der großen rheinischen Industriebezirke, einen ruhigen, nüchternen Menschen, dabei einen sehr brauchbaren Soldaten. Er hat in der Heimat eine junge Frau und einen einjährigen Jungen, die sein höchstes Glück sind, und deren Bilder wir alle schon haben bewundern müssen. Die Berichte vom Gedeihen und Wohlergehen seines Knaben sind uns allen gekläufig, wie überhaupt jeder über die Familienverhältnisse des andern unterrichtet ist.

Dieser Mann nun erzählte am folgenden Morgen, er habe geträumt, daß es zu Hause bei ihm gebrannt habe, und er habe deutlich gesehen, wie seine Frau den Jungen auf den Armen aus der brennenden Wohnung getragen habe. Er erzählte das sehr anschaulich und mit solcher Ruhe, als ob er das Ganze entweder nur für einen bedeutungslosen Traum hielt, oder als ob der Traum ihm eine wirkliche Zuversicht gegeben habe, so daß er über das Schicksal seines Kindes völlig beruhigt sein könne.

Das Merkwürdigste aber kommt erst: Mit der nächsten Feldpost bekam der Mann einen Brief von seiner Frau, worin dieselbe ihm folgendes mitteilte: In der Nacht vor dem 1. April hätte sie am Ofen ihres Wohnzimmers Wäsche zum Trocknen aufgehängt und sich sodann im Nebenzimmer mit ihrem Jungen schlafen gelegt. Mitten im ersten Schlafe wurde sie plötzlich geweckt, weil sie ihres Mannes Stimme hörte, der sie laut bei ihrem Namen rief. Als sie wach wurde, sah sie deutlich im Dämmerlicht ihren Mann in felogtauer Uniform neben der Wiege ihres Kindes stehen. Sie fuhr aus dem Bette auf, aber da war die Erscheinung schon verschwunden. Die Frau merkte sehr, daß das ganze Zimmer voller Rauch war, und daß die Wäsche am Ofen in hellen Flammen stand. Rasch trug sie das Kind zu den Nachbarn und ruft um Hilfe. Mit Hilfe der Nachbarn gelangt es bald, den Zimmerbrand zu löschen.

Die Frau schloß den Brief mit den Worten, sie habe die Gewißheit, daß ihr Mann es sei, der das Leben des Kindes gerettet habe. Den Eindruck des Briefes auf jenen Mann — dessen Seele in jener Nacht bei Weib und Kind geweilt — und auf alle Leute der Kompanie, die von dem Traume ihres Kameraden wußten, können Sie sich vorstellen.“

Es gibt eine Theorie, wonach es dem Geiste des lebenden Menschen möglich sein soll, während des Schlafes den Körper für einige Augenblicke zu verlassen und sich in Gestalt des eigenen Körpers an einem andern Orte zu zeigen und dort Handlungen vorzunehmen. Das ist die Theorie des Doppelgängers. Fast ist man versucht, in diesem Falle an das Auftreten eines solchen Doppelgängers zu glauben. Doch hat wahrscheinlich der träumende Soldat hellseherisch die Gefahr des Kindes gesehen, und hat in seiner seelischen Erregung auf den Geist seiner schlafenden Frau telepathisch eingewirkt, und so in ihr die Vorstellung des Rufens und dann des persönlichen Erscheinens hervorgerufen.

So läßt sich also insbesondere den Wahrträumen nicht jede Bedeutung absprechen. Aber sie sind deswegen noch keine übernatürlichen Träume, weil sie schließlich auf gewissen seelischen Fähigkeiten beruhen können.

Bebe

Willst das Große du erreichen,
Fange mit dem Kleinen an;
Keine Tadeln werden schweigen,
Ist das Kleine groß getan. (Cornille.)

Die Maikönigin

Maria, Maikönigin!
Dich will der Mai begrüßen,
O segne ihn mit holdem Sinn,
Und uns zu deinen Füßen.

Maria, dir befehlen wir,
Was grünt und blüht auf Erden;
O laß es eine Dämmerzier
In Gottes Garten werden.

Behüte uns mit treuem Fleiß,
O Königin der Frauen,
Die Herzensblüten lilienweiß
Auf grünen Maiesauen.

Vor allem sind's der Blümlein drei,
Die laß kein Sturm entlauden
Die Hoffnung grün und sorgentrei,
Die Liebe und den Glauben.

O laß die Blumen um und um
In allen Herzen sprossen,
Und mache sie zum Heiligtum,
Denn sich der Mai erschlossen.

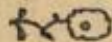
Guido Görres.

Warum wir Maria grüßen

Wir grüßen Maria, weil sie die Mutter unseres Erlösers und auch unsere Mutter ist; wir wiederholen den Gruß, den ihr Gott der Vater zuerst entboten. Sehr gut führt dieses ein protestantischer Verfasser, Dietlein, aus, der im Jahre 1863 ein Buch: „Evangelisches Ave Maria, ein Beitrag zur Lehre von der selig zu preisenden Jungfrau“ erschienen ließ. Er schreibt:

„Einer gestorbenen Mutter nicht zu gedenken, gilt überall als ein Zeichen eines unfrommen Sinnes. Maria, die Mutter des Herrn, ist unser aller Mutter. Er, der sich nicht geschämt, uns Brüder zu nennen, hat uns damit zu der Gefaneten unter den Weibern, welche ihn geboren hat, in ein Verhältnis gestellt, welches jedenfalls unter das Gebot: Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß dir's wohlgehe, mitgehört.“

Er sagt darüber, daß dieses Verhältnis von seinen Glaubensgenossen so ganz unbekannt werde: „Ein Verhältnis beständiger Flucht von der Mutter Gottes, steter Angst davor, ihr auch nur ein Wort des Grußes zu gönnen, ihr das Ave zuzurufen, welches ihr doch der ewige Vater durch Engels Mund zusandte, um damit den ersten Riß in den alten Fluch zu reißen, der uns von ihm und seiner Liebe trennte, ein solches Verhältnis, selbst wenn es durch unsere protestantischen Aufgaben Augenbittigt würde, müßte von uns als ein betrübendes empfunden werden. Jedem anderen Menschentunde, wenn es uns in die Heimat voran gegangen ist, dürfen wir ein „Ave via anima“ nachrufen, so oft wir wollen; nur der Mutter nicht, denn das wäre — katholisch.“



Eine Rosenkranzlegende

Es war vor vielen, vielen Jahren. Wieder hatte sich die Erde in frisches Grün geleidet, wieder war der Maimonat ins Land gekommen und hatte Waldesgrund und Wiesenflächen bräutlich geschmückt. Da fehlte es nicht an frommen Vetern, die der Himmelskönigin einen Besuch abstatteten in ihrem schönen Heiligtum von Weltsenberg. Einzelnen kamen sie heran und familienweise; ja, ganze Gemeinden wallten in stierlicher Prozession herbei von allen Seiten, und tausendfach sang und klang es: „Gegrüßt seist du, Maria!“ Nicht gar weit vom Gotteshause hütete ein Hirte die Schafe; er war in Mülheim zu Hause und nannte außer einer Familie nicht viel sein eigen. Für ihn riefen die Gloden umsonst, er mußte seiner Pflicht obliegen. Und doch glühte unter dem einfachen Kittel ein liebevolles Herz zur gebenedeiten Jungfrau. Ach, wie gerne wäre er mitgezogen zur Kirche; und daß er nicht mitgehen konnte, schmerzte ihn gar sehr, und fast ward er traurig und betrübt. Bald aber kam ihm ein besserer Gedanke; er sprach zu sich selbst:

„Du kannst nicht mitzieh'n, aber mitbeten darfst du dennoch.“ Und er langte in seine Zwischboje, um den Rosenkranz hervorzuziehen und zu beten. Aber, o Mißgeschick! Gerade heute hatte er daheim gelassen, was er sonst mit sich führte, seinen Rosenkranz. Aufs neue wollte es trübe werden in seinem Herzen — und aus der Ferne klang es in lautem Chöre: „Gegrüßt seist du, Maria!“

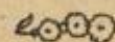
Auf seinen Stab gestützt, hörte er eine Weile zu, dann sah er, wie die Väter und Sängler in langem Zuge heimwärts wallten. Wieder sprach er zu sich selbst: „Mein Rosenkranz soll doch nicht ungedetet bleiben; kann ich wie sonst nicht zählen, so will mir das Laub dazu dienen.“ Er begann ein frommes Beten; so oft er ein „Ave!“ gebetet, pflückte er ein Buchenblatt ab, und wenn das „Chre sei dem Vater!“ und das Vaterausersam, legte er ein Eichenblatt dazwischen. Wieder dachte langen Nadeln bestete er Geselein um Geselein zusammen und barg den grünen Rosenkranz in seiner Dirsentasche. Wie viele solcher Kränze er der Himmelskönigin geflochten, ich weiß es nicht. Am Schlusse empfahl er sich und dr liebten Seinigen alle dem Schutze Mariens, und er schloß seine Andacht: „Gedenke, o seligste Jungfrau, es sei noch nie erhört worden, daß wer zu dir seine Zuflucht genommen und deine Fürbitte angerufen, jemals von dir wäre verlassen worden!“ Und die Trösterin der Betrübten hatte auch den armen Schäfer getröstet. Lieblicher Friede erfüllte sein Zinneres; auf einen erhöhten Platz noch trat er hin, wo er des ewigen Lichtes Lampe glühen sah. Eine letzte Empfehlung sandte er dem Heiland im Tabernakel und seiner lieben Mutter zu, und frohgemut zog er talabwärts. Fast hätte er gesungen von Freude und innerem Frieden.

Als er sich dem Städtchen im Abenddunkeln näherte, da empfingen ihn seine Buben mit lautem Jubel. Sie hielten, der Vater hätte ihnen vom Berg, wo allerlei kleiner Kram zu kaufen war etwas mitgebracht.

„Gelt, du bringst mir was — und mir — und mir —“ tönte es aus frischen Kinderkehlen. „Ihr wißt ja,“ entgegnete der Vater, „daß ich all meinen Verdienst daran geben muß, euch Brot zu kaufen; was tät die Mutter sagen, wenn ich unnütz Geld ausgäbe?“ Aber diese hausväterische Rede machte wenig Eindruck; die Kleinen hielten sich an des Vaters Mantel und baten inständig. „O, gib uns auch nur ein ganz kleines Kränlein, sieh, wie andere Kinder schöne Sachen haben!“

Plötzlich sprach unser Schäfer: „Ei ja, ein Kränlein habe ich euch mitgebracht, die aber nichts kostete.“ Er langte in seine Manteltasche und zog eine grünen Rosenkranz hervor. Aber o Wunder, o Freude! Die vorher wellen Blätter der Buche waren alle zu stihkernen Blättchen, die Eichenblätter zu goldenen Blättern geworden. Mit zarter Scheu nur griffen die Buben nach den köstlichen Blättern, und rasch eilten alle der armen Wohnung zu. Welche Freude, welche Wonne war hier eingekehrt! Wie reich waren die Armer in ihrem einfachen, frommgläubigen Herzen. Und als schon die Nacht ihre dunkeln Flügel über Städtlein deckte, glänzte im Stüblein des Hirten noch ein Lichtlein vor dem Bildnis der gütigen Jungfrau, und tönte es aus Eltern- und Kindermund: „Gegrüßt seist du, Maria!“

Schon ist unsere fromme Sage zu Ende; der Spötter wird sie belächeln und verhöhnen. Aber du, mein lieber Leser, findest den Kern der Sache wohl heraus. Heute noch beten Tausende und Millionen den Rosenkranz und verehren die unbesiegt empfangene Rosenkranzkönigin. Und wer mit frommem Herzen sich an die getreueste Jungfrau wendet, an dem wird immer wieder das Gebet des hl. Bernhard in Erfüllung gehen. So werden in der Tat die Teile der vom heiligen Vater Papst Leo XIII. so sehr empfohlenen Andachtsübung zu silbernen und goldenen Blättchen.



Es geht den Vätern, wie den Jungfrauen. Gerade die besten, die würdigsten, bleiben oft am längsten im Dunkeln. Aber endlich kommt doch einer, der sie erkennt und aus dem Dunkel der Verborgenheit an das Licht eines schönen Wirkungskreises bringt. (Feuerbach.)

Des Lebens Schule

Erzählung von Hebeleid.

I.

Auf dem Marktplatz um die alte Kirche trieben die Knaben ihr fröhliches Ballspiel, und allen voran als bester Schläger und schnellster Läufer Karl Desse, des Kirchners Sohn.

Der war überhaupt ein prächtiger Junge, der Kugelpfiff seiner Mutter. Sein Vater hatte allerdings manches an dem lebhaften Knaben anzusehen, und sicher, leichtfertig und flatterhaft war er; das zeigte sich in der Schule und überall. Oft ranzelte sich des Knaben den Stock zu fühlen gekriegt, „denn ohne Sacht verdirbt solch junges Weis“, hatte der ernste Vater gebrochen. Und er hatte recht, wenn auch zuweilen Frau Martha, sein Weib, anders darüber dachte und meinte, kindische Torheit brauche nicht gar zu strenge bestraft werden, noch dazu, da der Karl doch eigentlich das Herz auf dem rechten Fleck hatte.

Nun, heute tummelte sich dieser lustig auf dem Platze. Doch sein helles Gesicht, das bislang dem Frühlingshimmel über ihm geglichen, verdunkelte sich plötzlich, als die Stimme seiner Mutter von der Haustür her erklang:

„Karl, mein Junge, jetzt mußt du herein! Wer selber als ein fröhliches Kind unter fröhlichen Kindern gespielt hat, wird's begreifen, daß Karl ungern gehorchte. Gerade jetzt, wo sie doch im besten Spiele waren!

Was half's ihm, daß er sein Schicksal vorausgesehen, nicht, daß die Mutter in die Stadt mußte und niemand als er da war, um nach dem Schweiterchen zu sehen? Es kam ihm in diesem Augenblicke eben zu ungelegen.

„Nicht wahr, Karl, du denkst daran, daß Elsie krank war und nicht hinaus darf?“

Die gute Mutter sah ihren Knaben liebevoll an, und da sie wohl merkte, wie schwer ihm das Gehorchen fiel, legte sie freundlich hinzu:

„Ich bleibe nicht lange aus und heute abend gibt es Kartoffelpflanzen.“

Jetzt hellte sich Karls Gesicht wieder auf. „Braucht keine Furcht zu haben, Mutter; ich will schon nach Elschen sehen, wenn ich auch tausendmal lieber Ball geschlagen hätte.“

Und damit sprang er ins Haus, ohne den Blick nach den Kameraden zurückzuwenden und sah bald bei dem vierjährigen Schwesterchen mit feilenvergnügtem Gesicht. Lange hastete aber kein Eindrud in dem lebhaften Knabengemüth.

Er drehte den Kreisel, er baute ihrer Puppe eine Stube und gab endlich das Pferd ab, auf dem das Schwesterchen ritt.

Doch, dann war er des Spielens überdrüssig. Er setzte sich an das Fenster und nahm Elisabethchen auf den Schoß und auf die Scheiben trommelnd, sang er:

„Was bläuen die Trompeten, Musaren heraus!“, während seine hellen Augen über den Plan fliegen, wo seine Kameraden jetzt Soldaten spielen.

O, das war ein Spaß!

Aber der große Lärmel, Zwisten, taugte nicht zum Anführer.

Wenn's so weiter ging, liegten die Franzosen. Und da war's mit seiner Geduld aus. Sein der Mutter gegebenes Versprechen war vergessen. Er mußte hinaus.

„Elschen bleib ein artig Kind, bleib hier am Fenster und schaue zu, wie ich die Franzosen zu Paaren treibe. Ich kann wirklich nicht zusehen, daß sie fliegen, dazu bin ich ein guter Patriot.“

Und hinaus stürzte der wilde Bube, dem ungeübten Anführer das Kommando entziehend.

„Klein Elisabeths Gesicht aber hatte sich verzogen. Sie wollte nicht allein sein; je lustiger der Karl mit ihr gespielt hatte, desto mehr vermied sie ihn jetzt.“

Sie trommelte gegen die Scheiben, sie rief, aber niemand achtete auf sie.

Da stieg sie vom Stuhl hinunter und trieb trauig zur Tür hinaus auf den Plan.

„Karl! Karl!“

Anfangs verhallte auch hier ihr Ruf, aber endlich bemerkte sie der Bruder.

Du ungehorsames, garstiges Kind, wie kommst

du heraufkommen, wenn ich dir sage, daß du in der Stube bleiben sollst?“

Und ganz hornig über die unliebsame Unterbrechung, faßte er der Schwester Arm und zog sie in das Haus zurück.

Die Kleine weinte laut.

„Aber du sollst bei mir bleiben“, schluchzte sie, „du sollst den Kreisel tanzen lassen und —“

„Ei, sieh' einmal, weiß solch ein Knirps schon so genau, was ich soll? Da scher' dich gleich hinein und heule nicht!“

Und damit schlug Karl wieder die Türe zu und stürzte wieder auf den Plan.

Das Kind aber blieb nicht in der Stube. War's, daß sich Trost in ihm regte, oder wollte es bitten: „Karl sei wieder gut“, denn eigentlich war es ein liebes, kleines Geschöpfchen, das keinen böse oder traurig sehen mochte, — genug, es war nach wenigen Minuten wieder vor der Thür.

Aber schon hatte sich hier die Szene verändert. Die Knaben waren auseinander gestoben, eben verschwand der letzte hinter der Kirchturnede.

Doch Klein Elschen besann sich nicht lange, sie trippelte munter hinter drein. Jetzt war sie der Vorderfront der Kirche gegenüber.

Dier war der Plan mit Linden besetzt, und viele gepukte Leute gingen auf und ab — und hoch! Aus der Ferne tönte Militärmusik.

Elisabethchen lauschte.

Musik hatte sie gern; zu gerne. Instinktmäßig trotzte sie den Tönen nach. Zudem war's ja auch bekannte Gegend. Sie war mit der Mutter öfter schon die Lindenallee entlang gegangen, bis zu dem schönen Schloß, wo der König wohnte und die Soldaten exerzierten. Auch schien die Sonne so hell. Wie hätte sich also das Mädchen fürchten sollen? O nein, es war viel zu schön hier draußen, und den Karl fand sie gewiß bald.

Aber plötzlich war dem Kinde die bekannte Gegend ganz unbekannt — die Straßen so lang — und die Kleinen so müde.

„Karl! Karl!“

Aber Karl antwortete nicht. Elisabethchen schaute in lauter fremde Gesichter.

Da wurde es der Kleinen bange; sie wollte nach Hause.

Trotz der müden Füße lief sie eifriger zurück, als sie gekommen.

Allein die Linden kamen nimmer und nimmer, nicht die liebe, alte Kirche und der Plan und ihrer Eltern Haus.

„Mutter! Karl!“

Jetzt weinte das Mägdelein bitterlich.

Sin und wieder schaute wohl ein Vorübergehender mitleidig auf die Kleine. Es fragte wohl auch dieser und jener, warum sie weine; aber viel Zeit nahm sich niemand, das schluchzende Kind anzufragen, sie beruhigten sich alle mit dem Gedanken, es wird wohl hier in der Nähe wohnen, denn ein weinendes Kind ist keine Seltenheit und des Tagewerks Getriebe, wie das Gellen nach Genuß kennen und dulden keinen unnötigen Aufenthalt.

Und nun dämmerte gar der Abend herein. Fühler wehte der Ostwind, banger wehte Elisabeths Herzchen und todmüde waren die Füßchen.

Endlich konnte sie nicht weiter. Sie kauerte sich hinter den Treppenvorsprung eines Hauses und bitterlich schluchzend legte sie sich, bis sie vor Müdigkeit einschlief.

Darüber wurde es Nacht, die Straßen leerer und trübe und sparsam brannten die Laternen in den Gäßchen, vor dessen einem Hause im Schatten der Treppe Klein Elisabeth lag.

Ach Gott, wenn sie nun erwachte und sich nicht dabei in ihrem Bettchen fände, was für ein Jammer würde das werden!

Da kam dieselbe Gasse herauf ein anderes Mägdelein, wohl um 3—4 Jahre älter als Elisabeth, aber der dürrigen, kleinen Gestalt, feinen Lippen und der ganzen verkommenen Erscheinung merkte man es sofort an, daß es sein Leben lang noch nicht befehen, was Elschen heute zum ersten Male vermied, ein weiches, warmes Bett, von treuer Mutterhand bereitet.

Ja, die arme Josepha Bertel war das Kind der Armut. Seit sie denken konnte, waren Frost und Hunger und Schläge und Schimpfreden ihr Teil.

Von ihrem Vater verleugnet, von ihrer Mutter ausgetan und verachtet, hatten fremde Leute auch keine Liebe für sie gehabt; aus einer Hand war sie in die andere übergegangen, wer sie am billigsten nahm, der hatte sie. Jetzt war sie beim Kellenhansel, der im Sommer über Land haufieren zog und im Winter sich sein Brot suchte, niemand wußte, womit.

Die Leute sagten, er sei ein Verwandter ihrer Mutter, und ihre Mutter sei tot, aber das war Josepha gleichgültig genug; sie hatte ihre Mutter nicht gekannt und beim Kellenhansel gab es auch nichts anderes als schmale Bissen und Krügel.

Heute abend kam das Kind von einem Streifzug aus der Vorstadt, er war jedoch nicht ergiebig gewesen. Niemand hatte dem Bettelkinde etwas gegeben. Im Gegenteil, der Polizeidiener hatte es sogar derb geschüttelt und ihm mit dem Loch gedroht.

Nun wußte Josepha freilich aus Erfahrung, daß das „Loch“ nicht so schlimm war, als ihr Loch unter der Treppe beim Kellenhansel, wo sie gewöhnlich zu schlafen pflegte; aber dennoch graute ihr davor; es war eben doch „das Loch“ und eifrig hatte sie sich davon gemacht.

Doch mit der Zeit war ihr Schritt wieder langsam geworden; sie hatte keine Eile, in ihr elendes „Zuhause“ zu kommen, kam auch da immer noch zurecht zu Brot und Krügel und keinem oder kleinem Abendmahl.

Da schlug heftiges Schluchzen an Josephas Ohr. Sie hielt an.

Dort aus dem Schatten der Treppe hatte sich eine kleine Gestalt gehoben. Es war Elschen, die aus ihrem unruhigen Schlummer erwachte und sich entsetzte, sich in dunkler Nacht allein auf fremder, unbekannter Straße zu finden.

„Mutter! Mutter!“

Josepha blickte einen Augenblick starr auf das schluchzende Kind; dann ergriff sie es ohne Umstände beim Arm und zog es dicht unter die nächste Laterne, daß ihr Schein es beleuchtete und starrte es wieder an.

Ein so schmutzes und sauberes Kind hatte Josepha noch nie so jämmerlich weinend und verlassen in dunkler Nacht gesehen.

„Haben sie dich geschlagen?“ fragte sie, sich das Rätsel vor ihr klar zu machen suchend.

„Aber die Kleine schluchzte nur noch bitterlicher.“

„Vater! Mutter! Karl!“

„St“, sagte Josepha und fuhr beruhigend über die blonden Locken des Mägdeleins:

„Dein Vater und Mutter werden schon kommen, und die Krügel mit ihnen, obgleich du nicht sehr nach Schlägen aussiehst. — Aber wie heißt du denn?“

„Elschen“, schluchzte das Kind noch heftiger weinend. Aber nach und nach brachte Josepha doch heraus, was sie zu wissen begehrte.

„Elschen, du bist sehr dumm gewesen“, entschied sie dann. „Aber du bist eben noch klein, — doch das merke dir: wo man's gut hat, da soll man bleiben. Und nun trockne deine Tränen, ich bringe dich schon nach Haus. Die Kirche mit den Lindenbäumen kenne ich. Und wenn ich sie nicht kenne, ich fände sie doch. Komm!“

Und Elschens kleine Hand ergreifend, zog sie sie mit sich fort.

Allein, bald konnte das arme Kind nicht weiter; es schwankte hin und her, und sein Gesicht wurde totendlaß.

„Set' dich einen Augenblick hier auf die Treppe“, befahl Josepha, „und lehne deinen Kopf an meine Schulter. Du wirst hungria sein; ich kenne das. Hunger tut weh und macht ganz matt. Aber unsereiner hält's schon besser aus, wir sind's gewohnt. Sieh', ich hab' heute den ganzen Tag kaum etwas zu beißen gehabt und komme auch die Nacht noch durch ohne was zu essen. Und du bist bald zu Haus, also weine nicht.“

So sprechend, beugte sich das arme Kind, das bislang weder Liebe gegeben, noch empfangen hatte, über Klein Elisabethchen hin und eine weiche, warme Regung kam in sein kaltes, totes Herz, daß sich Tränen in seine Augen drängten und es zart lieblosend die schmutzige Hand durch die goldigen Locken des fremden Kindes strich. S. 1.